

Das Phänomen FRITZ LEVY

Friedrich Levy (1901–1982) war Viehhändler in Jever. Und jüdischen Glaubens. Während des NS-Regimes wurde er inhaftiert, ins KZ Sachsenhausen verschleppt, zur Flucht nach Shanghai gezwungen. Weil er sich nach Familie, Haus und Heimat sehnte, kehrte er nach Kriegsende zurück – und erlangte als „letzter Jude von Jever“ tragische Berühmtheit. Mehr als 30 Jahre nach seinem Freitod lässt Levys Schicksal jenen, die ihn als Freund kannten, keine Ruhe.

Anna Sophie Inden hat versucht, das „Phänomen Levy“ zu ergründen und drei seiner Wegbegleiter getroffen.



Foto: Archiv Hartmut Peters



Foto: Burlager



Levy im Alter von 81 Jahren bei einer Ratssitzung der Stadt Jever, bei der sogar die New York Times anwesend war. Annoncen von Viehhändlern dokumentieren das jüdische Leben vor und während der NS-Zeit – zu sehen im Gröschler-Haus in Jever. Linke Seite: Foto aus Friedrich Levys Reisepass, ausgestellt kurz vor seiner Flucht am 13. März 1939 in Jever.

„JEDER SIEHT, WAS ER SEHEN WILL“

Neulich in Jever. Ein älterer Herr betritt das rotgeklünte Gebäude in der Großen Wasserpfortstraße. Er schaut sich um, bleibt vor diesem und jenen Plakat stehen, betrachtet Zeitungsausschnitte, Annoncen und Schwarz-Weiß-Aufnahmen – Relikte aus einer Zeit, in der das „Jeverische Wochenblatt“ voll war mit Inseraten jüdischer Viehhändler. Dass dieselbe Lokalzeitung deren Veröffentlichung späterhin verweigerte, ist dort ebenfalls dokumentiert. Im September 2014 ist das Gröschler-Haus als Zentrum für Jüdische Geschichte und Zeitgeschichte der Region eröffnet worden, auf jenem Grundstück, das bis 1938 die Jeverische Synagoge beherbergte. Vor einem Plakat bleibt der Mann etwas länger stehen. „Fritz Levy“, sagt er unvermittelt. „Den hab ich gekannt.“ Und ist im Nu mittendrin in einer Geschichte, die so tragisch wie anrührend, vor allem aber ein Stück Historie ist. „Ich war zu später Stunde unterwegs in Jever, auf dem Weg zum Bahnhof. Zuerst sah ich den alten Mann in Unterwäsche auf die Straße laufen und hörte ihn schreien. Dann sah ich Rauch und Flammen und bin in das Haus um zu schauen, ob noch jemand drin ist.“ Was vorher ein in Papier und Druckschwärze gebanntes Fragment der Ausstellung war, scheint plötzlich ganz nah. „Er war ja bekannt wie ein bunter Hund“, fügt der ältere Herr hinzu, jetzt in Redelaune. „Und es war nicht das einzige Mal, dass auf dem Levyschen Anwesen Feuer ausbrach.“ Man munkelte damals, der Besitzer selbst sei dafür verantwortlich gewesen, habe brennende Zigarren liegen lassen. Dass Levy mehrmals Opfer von Brandstiftern wurde, verschwieg man hingegen. Und dass die Lokalzeitung am xx.xx. 1976, dem Tag nach dem Brand „den Juden“ in Unterhosen abbildete, war bezeichnend für die damalige Geisteshaltung.

Wenn man im Jeverland den Namen Fritz Levy erwähnt, dann tut sich was in den Gedächtnissen der Menschen – auch 33 Jahre nach seinem Tod. „Der verrückte Kauz“, heißt es dann, „Unruhestifter“ oder „Sonderling“. Eini-

ge erinnern sich daran, wie er mit seinem Motorrad über die Straßen bretterte – und dabei mal eine Ziege, mal ein Kalb auf dem Sozius transportierte. Friedrich Levy (1901 – 1982) ist die wohl schillerndste und weltweit bekannteste Persönlichkeit, die Jever hervorgebracht hat. In den drei Jahrzehnten nach seinem Tod war er Thema in Rundfunk und TV-Beiträgen, Artikeln und Gedichten, Protagonist eines Romans und eines dokumentarischen Spielfilms.

Von seinen 81 Lebensjahren verbrachte Levy 70 in Jever. Er war untriebiger Viehhändler, Opfer einer tragischen Familiengeschichte, Mitglied im Klootschießerverband und unverbesserlicher Schürzenjäger. Als Schriftsteller verfasste er die „Chronik eines Heimkehrers“, als „erster Blogger Frieslands“ veröffentlichte er mit seinen Flugschriften eine radikal subjektive Gegenmeinung zur hiesigen Lokalzeitung. In seinem Briefkopf nannte er sich „Amateur-Viehlosoph, Stabsdirektor, Berufsverbrecher, Geheimtäter, Emigrant, Remigrant etc“. Er war ein Verfolgter des Nazi-Regimes, Insasse des KZ Sachsenhausen, Exilant, Heimatloser. Nach dem Krieg war er schwer traumatisiert und depressiv. Als „letzter Jude“ und Ratsherr rückte er in den 1980ern die friesische Kleinstadt in den Fokus der Weltpresse. Er war zeitlebens ein Fürsprecher der Schwachen und Andersdenkenden. Einigen war er ein Freund – und noch heute füllt er einen Saal mit Menschen, wenn drei seiner Freunde zu einer Gedenkveranstaltung einladen. Am 30. September 2015 fand in der vollbesetzten Aula des Jeveraner Mariengymnasiums das „Fritz-Levy-Kaleidoskop“ statt, eine Veranstaltung initiiert von Regionalhistoriker Hartmut Peters und den Musikern Eckhard Harjes und Iko Andrae. „Ein Kaleidoskop ist ein Rohr, in dem man durch Drehen immer wieder neue Mosaikbilder generiert“, erklärte Hartmut Peters in seiner Rede. „Das Bild Fritz Levys gleicht einer solchen Projektionsfläche – jeder sieht, was er sehen will. Aber auch Levy dreht mit.“ Im Folgenden kommen drei Wegbegleiter Friedrich Levys zu Wort – in drei Texten, die drei Mosaikbilder offenbaren.

„Er war wie die Pfauen, die in die Schule kamen und durch die Flure spazierten.“

BIOGRAF DES „VIEHLOSOPHEN“

Neulich in Wilhelmshaven, auf dem Dachboden von Hartmut Peters. „Sollen wir uns im Mariengymnasium treffen oder in meinem Fritz-Levy-Archiv?“, hatte er gefragt. Seit Anfang 2014 ist der Oberstudienrat und Historiker, Jahrgang 1949, in Pension. Mehr als 35 Jahre hat er am Jeveraner Mariengymnasium gelehrt und geforscht, nun arbeitet er an einem Aufsatz, der sich mit dem Leben Levys beschäftigt. Eine akribisch recherchierte Biografie, die richtigstellen und Vergessen unmöglich machen soll. „Über ihn zu schreiben, gehört zu den Dingen, die ich wirklich machen möchte“, sagt Hartmut Peters. „Müsste ich eine Liste aufstellen mit den Menschen – außerhalb der Familie – die für mein Leben von Bedeutung sind, gehörte Levy zu den Top 5.“ Dennoch wird die Publikation sachlicher Art sein – nicht emotional. „Er wurde zum Mythos deklariert, zum Clown gemacht und von anderen auf einen Sockel gehoben. Deshalb will ich sein Bild geraderücken, wissenschaftlich fundiert und kritisch hinterfragen, wie er wurde, was er war.“

Um die Eckdaten aus Levys Leben wiederzugeben, braucht Peters die Dokumente in seinem Archiv kaum. Am 6. Mai 1901 wurde Friedrich Levy als jüngster Sohn des angesehenen jüdischen Viehhändlers und Schlachters Julius Levy und Ehefrau Nanny in Jever geboren. Er besuchte die Volksschule und das Mariengymnasium bis zur Obersekunda, begann dann ein Studium an der Veterinär-fachschule in Berlin. 1919 kehrte er zurück, um die Verantwortung für Familie und Geschäft zu übernehmen; Bruder Erwin war in der Blankgraff ertrunken, Vater Julius wenig später an den Folgen der missglückten Rettungsaktion gestorben. „Die Geschichte um den Unfall, der sich bei einer Stierkörnung auf dem Marktplatz ereignete, war noch bis in die 1980er Jahre Stadtgespräch.“ Überhaupt war das Familienleben von tragischen Ereignissen geprägt: Bruder Berthold starb 1909 vermutlich an Diphterie, drei Jahre später wählte Markus den Freitod. Albert, der in die USA ausgewandert und von dort erfolglos und depressiv zurückgekehrt war, erhängte sich 1931 an einem Balken im Stall, wo Mutter Nanny und Fritz ihn fanden. Aus anekdotischen Texten, die Levy später verfasste, geht hervor, dass das Verhältnis zur Mutter belastet war, Fritz ihr die Schuld am Tod des Vaters gab. „All die Katastrophen hat er lange wegstecken können“, sagt Peters.

1934 wurde Levy erstmals inhaftiert, weil er, wie das Jeverische Wochenblatt damals berichtete, „fortgesetzt mit

deutschen Mädchen Unzucht getrieben hat.“ – bemerkenswert vor allem, weil es den Tatbestand der „Rassenschande“ offiziell erst nach Inkrafttreten der Nürnberger Rassegesetze 1935 gab. Nach zweimaliger Gefängnis-Flucht verurteilte man ihn 1935 schließlich wegen „tätlicher Beleidigung“ – einer juristisch möglicherweise einmaligen Konstruktion – zu fünf Monaten Haft. Im Mai 1938 wurde Friedrich Levy wie alle vorbestraften Juden ins KZ Sachsenhausen gebracht, wo er später mit den anderen, nach dem November-Program aus Jever verschleppten männlichen Juden zusammentraf. In der Nacht vom 9. auf den 10. November war wie überall in Deutschland auch die Synagoge Jever durch die Nationalsozialisten zerstört worden. Um 1933 hatte die dortige jüdische Gemeinde noch 110 Mitglieder gezählt, 1938 noch etwa 50. Bis zu jener Novembarnacht.

Wie viele seiner Leidensgenossen kam Levy aus dem KZ frei – mit der zwingenden Auflage, das Land zu verlassen. So floh er 1939 per Frachtschiff ins Exil nach Shanghai, damals der einzige Ort auf der Welt, der jüdische Flüchtlinge ohne Visum aufnahm. Er verdingte sich als Fahrradkurier und Lastwagenfahrer, reiste 1949 über Australien in die USA. Ein Jahr später kehrte Fritz Levy über New York und Amsterdam in seine Heimat zurück und meldete sich im Dezember 1950 in Wilhelmshaven arbeitslos.

Zurück in Jever nahm er sein altes Leben wieder auf – oder vielmehr das, was davon übrig geblieben war. Die Familie, zu der er geglaubt hatte, zurückzukehren, war nicht mehr. Mutter Nanny und die Schwestern Johanne und Helene hatten im Konzentrationslager ihr Leben gelassen. Zwei Nichten waren mit einem Kindertransport nach England entkommen, eine weitere Nichte in die USA ausgewandert. Bis Levy die im Krieg beschlagnahmten Gebäude und Weidflächen zurückbekam, dauerte es – so wohnte er zunächst als Untermieter im Elternhaus. Der Wiederaufbau seiner Existenz als Viehhändler scheiterte, auch an bürokratischen Hürden. Anfang der 1950er Jahre heiratete Levy Erna Steenker; Sohn Paul Joseph wurde von den Behörden in Obhut genommen und starb als Baby im Kinderheim Dangast. 1980 ließ er sich als parteiloser Einzelbewerber in den Stadtrat wählen – ein Ereignis, dass die Kleinstadt in den Fokus der Weltpresse rücken ließ. Am 25. Oktober 1982 wählte Friedrich Levy den Freitod.

Soweit die Fakten. Und das was nicht geschrieben steht,

Linke Seite: Iko Andrae, Hartmut Peters und Eckhard Harjes beim „Fritz-Levy-Kaleidoskop“ am 30. September. Rechts: Gymnasiast Martin Ilgen und Fritz Levy bei einem Streifzug durch Jever. Mit dem Adressbuch aus dem Jahr 1923 suchten sie Spuren jüdischen Lebens. Unten: Schillernde Erscheinung mit Zigarre und Taucherbrille.



das was zwischen den Zeilen dieser Biografie geschah, kann Hartmut Peters erzählen. Weil er es erlebt hat; zumindest einiges davon. „Er war ein bisschen wie die Pfauen, die einfach in die Schule kamen und durch die Flure stolzierten“, sagt Peters und lächelt. Die Schule, das war das Mariengymnasium. Und Peters hatte dort 1978 als studierter Germanist und Soziologe seine Laufbahn begonnen. „Fritz war stadtbekannt. Er verteilte Flugblätter mit nur auf den ersten Blick wirren, aber hinter sinnigen Texten, er kam oft ins Lehrerzimmer damit. Er nuschte, man konnte ihn schwer verstehen. Er war exzentrisch gekleidet, mal schlampig, mal mit Jackett und Blume im Knopfloch. Und immer sorgte er für Aufruhr.“ Ein Paradiesvogel – so wie die Pfauen, die vom Schlosspark aus ins nahegelegene Gymnasium spazierten, ihre schillernden Schwanzfedern fächerförmig zum Rad schlugen und gellende Schreie ausstießen. Für die Jeveraner ist das noch heute ein vertrautes Phänomen – so vertraut, wie viele von ihnen mit Fritz Levy nie wurden.

„Manche Kollegen hätten ihn am liebsten davongejagt. Er war ja der lebendige Beweis dafür, dass es die Nazi-Zeit gegeben hatte, auch in Jever, gerade in Jever. Jene, die mit Hitler sympathisierten, sich schuldig gemacht hatten, leugneten das jetzt. Über das, was den Juden widerfahren war, bewahrte man Stillschweigen. Und Fritz stand für das, worüber andere nicht redeten. Er legte sich mit den Leuten an, beschimpfte Lehrer, die seiner Meinung nach latente Nazis waren. Oft gingen seine Sprüche unter die Gürtellinie.“ Seine Unangepasstheit sollte Fritz Levy sich bewahren – und Hartmut Peters war einer, den sie nicht schrecken konnte. Im Gegenteil. „Irgendwie mochte Fritz mich – und das beruhte auf Gegenseitigkeit. Oft habe ich mit ihm gesprochen, weil andere ihn mieden. Er war eine schwierige Persönlichkeit, aber nicht auf den Kopf gefallen, sprach Englisch, Griechisch, Latein. Und er war ein Verbündeter gegen die vorherrschende Ordnungssucht – wir beide hatten schon Prügel eingesteckt wegen unserer Frisur. Gewissermaßen verkörperte er meinen Wunsch nach geistiger Freiheit.“ Als Peters als junger Linker – diskutierfreudig, pazifistisch und langhaarig – nach Fries-

land kam, war die Kulturrevolution dort noch nicht angekommen. So machte er es sich zur Aufgabe, den Staub vergangener Tage aufzuwirbeln – in der Bibliothek des Gymnasiums und in den Köpfen der Jeveraner. „Eigentlich waren es ja die Schüler, die mich gekapert haben“, sagt er mit verhaltenem Lächeln.

Tatsächlich waren es Jugendliche, die Ende der 1970er Jahre mit ihrem Anliegen zu Hartmut Peters kamen: Sie wollten wissen, was geschehen war, in jener Zeit, über die so hartnäckig geschwiegen wurde. Und Peters klärte sie auf. „Die Namen der Täter haben wir bis zum Schluss kaum genannt“, sagt der 66-Jährige. „Es ging uns darum, aufzuzeigen, warum die Dinge damals geschehen konnten.“ Fritz Levy half der Gruppe dabei, Spuren der Ermordeten zu finden, ging mit durch die Straßen und Gassen der Kleinstadt, um anhand seines Adressbuches von 1923 jüdische Wohnhäuser aufzuspüren. „Und dann war er auf einmal nicht mehr da“, sagt Hartmut Peters. Nachdem Fritz Levy sich 1982 im Alter von 81 Jahren das Leben genommen hatte – gezeichnet von einem Schicksal und von schweren Depressionen, die einander wohl bedingt hatten – war Jever judenfrei. „Das durfte es nicht gewesen sein!“ So entstand kurz nach Levys Tod die Idee, die Überlebenden und die Nachkommen der einst geflohenen Juden nach Jever einzuladen. Bedenkenträgern und Bürokratie zum Trotz spendeten die Jeveraner 50.000 Mark, um den Besuch der auf der Welt verstreut lebenden Emigranten möglich zu machen. Und so kamen sie, im April 1984 – aus Buenos Aires, Bournemouth, Nottingham, Groningen, Hamburg, London, Montreal, New York und Toronto. Und betraten jene Orte, von denen sie 50 Jahre zuvor vertrieben worden waren. „Von 1984 bis 1989 kamen immer wieder Besucher der Einladung nach“, sagt Peters. „Für die Schüler war das Ansporn und Bestätigung: Jever sollte die Juden nicht loswerden!“

Die Ausstellung der Projektgruppe ist heute im Gröschler-Haus zu sehen. Dort, wo erst kürzlich ein älterer Herr beim Namen Fritz Levy hängenblieb – und sich erinnerte. Und dass man in Jever noch immer von ihm spricht, nennt Hartmut Peters „den Triumph von Fritz Levy“.

LIEDER FÜR EINEN FREUND

Neulich in Jever. Eckhard Harjes, Jahrgang 1960, ist hier aufgewachsen, lebt heute in Leer. Das Mariengymnasium war seine Schule, Hartmut Peters sein Lehrer und Fritz Levy sein Freund. Ein Mensch, der für sein Leben bedeutsam war – und es bis heute ist. An diesem Sonntagnachmittag sitzt Harjes in einem überfüllten Café in Schlossnähe, er hat seine Gitarre dabei und in seinem Kopf jenes Lied, das er nach Levys Tod geschrieben hat. Und er erzählt, von einer Jugend in Jever, von Rebellion, Musik und von Fritz. „Für viele war er ein Spinner, jemand den man nicht für voll nahm. Es waren verächtliche Geschichten, die man sich über ihn erzählte.“

Eckhard Harjes begegnete Levy 1974 zum ersten Mal – und machte sich ein eigenes Bild. „Mein Vater war Elektriker und sollte bei ihm eine Lampe reparieren. Er wollte mir etwas Außergewöhnliches zeigen, die Zustände, in denen er lebte, und nahm mich mit“, erzählt Harjes und fügt mit einem Lachen hinzu: „Von ihm war das wohl als abschreckendes Beispiel gedacht.“ Doch der damals 14-Jährige war fasziniert. Von dem Haus, das keine Klingel hatte, dem Klaffen des Hundes, dem kaltem Zigarrenrauch in der Luft, dem Durcheinander von Zetteln, Büchern, Akten und Geschirrstapeln in der Küche. Und von Friedrich Levy. „Er wirkte zerstreut und sah wild aus. Ich konnte ihn schlecht verstehen – er sprach eine Mischung aus Englisch, Deutsch und Platt. Aber ich spürte irgendwie, dass er ein besonderer Mensch war und das er junge Leute mochte.“

Und die jungen Leute mochten ihn. Jene Kinder der späten 1970er Jahre, die dem „Kleinstadt-Mief“ zumindest im Geiste zu entkommen hofften. „Er erzählte aus seinem Leben, von seinen Reisen, philosophierte, predigte und gab uns Weisheiten mit auf den Weg. Und er schimpfte über Nazis, Politiker, Dummköpfe, über Gott und die Welt. Sich selbst verglich er mit Philosophen wie Sokrates und Diogenes.“ Oft heuerte Levy Schüler des Gymnasiums an, gegen einen Lohn von 50 Pfennig seine Ansichten leserlich zu Papier zu bringen. „Die Schriften enthielten Scherze, Thesen und Lösungen für kommunalpolitische Fragen – seine Sicht der Dinge eben. Die vervielfältigte er und verteilte sie in der Stadt.“ Legendar ist auch, dass Levy Schülern, die eine Fünf bekommen hatten, zum Trost eine Mark schenkte. „Ich habe damals viel Geld von ihm bekommen“, schmunzelt Harjes. Treffpunkt für die Jugend war damals auch das „Johann-Ahlers-Haus“ am Marktplatz – eigentlich eine Altentagesstätte. „Fritz legte sich ständig mit dem Personal an. Er konnte es nicht ertragen, dass die Schüler dort nicht immer willkommen waren.“

Im Frühjahr 1980 stellte Levy sein Haus in der Schlosserstraße als halboffizielles Jugendzentrum zur Verfügung – nach einer Entrümpelungs-Aktion wurde es zum Zufluchtsort für etwa 20 Jugendliche, die sich aus der Schule oder der kirchlichen Jugendgruppe kannten.

„Das Beisammensein dort war absolut selbstbestimmt, es gab keine Hierarchien.“ Mit der Eröffnung des städtischen Jugendzentrums im Bahnhofshotel verlagerten sich die Aktivitäten dorthin – und Friedrich Levy kam mit, wurde sogar in den „JZ-Rat“ gewählt. „Er hatte einen ausgeprägten Gerechtigkeitsinn, konnte laut und ungemütlich werden, wenn er Unrecht entdeckte oder nur erahnte. Fritz war ein Menschenfreund, ergriff immer Partei für Kinder und Jugendliche. Sein Alter spielte keine Rolle, wir hatten ihn einfach gern dabei.“

Als Levy Ende 1981 für den Stadtrat kandidierte, war ihm die Unterstützung der Jugendlichen und jungen Erwachsenen gewiss. Aber auch viele ältere Bürger wählten ihn – manche aus Protest, andere aus Neugier. Man hoffte, Levy würde die Politiker aufmischen, ihnen die Meinung sagen. „Nie zuvor waren so viele Menschen bei einer Ratssitzung“, erinnert sich Harjes. „Das Medieninteresse war enorm: der Stern, etliche Fernseh-Teams, die New York Times berichteten.“ Doch die Sensationen, Skandale um den „letzten Juden von Jever“ blieben aus. Nach der Wahl in den Rat der Stadt Jever zog Levy sich mehr und mehr zurück. „Vielleicht ist er an seinen Ansprüchen gescheitert. Als Einzelbewerber steht man auf verlorenem Posten im Kommunalparlament.“ Und akzeptiert worden, weiß Eckhard Harjes, ist Levy in all den Jahren nach seiner Rückkehr nicht. Viele Jeveraner machte ihm das Leben schwer. „Dich haben sie vergessen, zu vergasen“, war ein Spruch, den er nicht selten hörte. Sein rechtes Auge wurde ihm ausgeschlagen, Fensterscheiben eingeworfen, mehrmals brannte sein Haus. Morddrohungen waren alltäglich. „Im KZ war Fritz Toilettenwärter – eine Position, die ihm ein gewisses Ansehen verschaffte. „Dort war es besser als in Jever“, scherzte er mit uns. Oder war es kein Scherz?“ Die Wut auf jene, die Levy verspottet und angefeindet hatten, treibt Eckhard Harjes bis heute um. „Ich bin aufgewachsen in einer Welt des Verdrängens und Verschweigens. Fritz hielt den Leuten einen Spiegel vor. Aus Heimweh ist er zurückgekehrt, wollte zurück zu seinem Viehhandel, den Gaststätten, den Skatspielen, seinen Liebschaften – aber Jever hat ihm keine Chance gegeben.“ Der Beerdigung des Freundes im Herbst 1982 blieb Harjes fern. „Eine Farce. Ich wollte die Heuchler nicht an seinem Grab stehen sehen.“ Stattdessen schrieb er ein Lied mit dem Titel „Du bist nicht tot“. „Dein Tod wird zum Werkzeug, dein Leben entschuldigt, das Bild hängt gerade, alles scheint gut, doch – du bist nicht tot – wir leben“, heißt es in einer Strophe. Zusammen mit Iko Andrae hat Harjes die Erinnerungen an Levy in mehreren Liedtexten verarbeitet.

„Er war sicher kein Heiliger, aber für mich verkörperte er Aufrichtigkeit“, sagt Eckhard Harjes. Auch 33 Jahre nach dessen Tod lässt ihm das Schicksal Levys keine Ruhe. Deshalb wird er nicht müde davon zu erzählen, von einer Jugend in Jever, von Rebellion, von Musik und von Fritz.



Fotos: Peter Janßen

Eckhard „Ecki“ Harjes und Fritz Levy. Harjes gehörte zu jenen Jugendlichen, die Levys Haus als inoffizielles Jugendzentrum nutzten, dort musizierten und diskutierten. Auch war er als Gymnasiast Teil der Projektgruppe „Die Juden von Jever“ um Hartmut Peters. Eine seiner liebsten Erinnerungen: Die Tour mit dem Bandbus, gemeinsam mit Kumpel Iko Andrae und Fritz Levy. Eines der Ziele: Ein Hof im Wangerland, in dessen Rübenkeller sich Fritz schon 1934 des öfteren vor Angriffen aus dem rechten Lager hatte verstecken müssen.

„Fritz war ein Menschenfreund, er ergriff immer Partei für Kinder und Jugendliche.“



Friedrich Levy vor seinem Haus in der Schlosserstraße. Seine Hunde waren zeitlebens treue Begleiter.

Der erhobene Zeigefinger
Songtext: Iko Andrae

Seine schlohweißen Haare überragen das alte Haupt
Wie schneebedeckte Gipfel ragen sie ganz oben heraus
Gletschergleich Kotletten bis hinunter zur Wangenpartie
Die Ohren und Ohrläppchen Vorgebirgen gleich hängen sie
Wie im Sommerwind zum Lüften an eine Leine gehängte Sofakissen

Ein markantes Gesicht, Kinn und Nase fein geschnitzt
Zwei Hautfalten, tief wie Canyons graben sich bis zum Mund
Das rechte Auge nach einem Überfall zerstört
Das linke intakt mit einem Blau das jeden betört
Daraus blickt er uns schelmisch uns auffordernd an

Am schlanken Hals eine Kette mit Davidstern
und eine mit großen weißen und braunen Perlen
und ein langes, schwarzes Lederband mit Elfenbeinamulett.
Sein Körper in ein weißes, abgetragenes Shirt gesteckt
Und die kurze Sommerhose, getragen von Mai bis Oktober

Die Schultern breit, nicht hängend, die Arme können sich frei bewegen
Die Körperhaltung aufrecht, so kommt er uns barfuß entgegen
Sein Gang altersgemäß nicht mehr ganz jugendlich
Doch immer noch federnd so bewegt er sich
auf den kalten Steinen vor seinem Haus in der Bismarckstraße

Beim Sprechen bemerkt man, seine Zähne liegen zuhaus
Wie ein Prediger spricht er zu uns, ganz bestimmt und laut
Und wie jemand der sich in seinem ganzen Leben niemals mehr
Das Wort entziehen lassen wird so unterstreicht er
Das Gesagte durch lebhaftes Winken mit dem Zeigefinger der rechten Hand
Und wie jemand der sich in seinem ganzen Leben niemals mehr
Das Wort entziehen lassen wird so unterstreicht er
Das Gesagte durch lebhaftes Winken mit dem Zeigefinger der rechten Hand

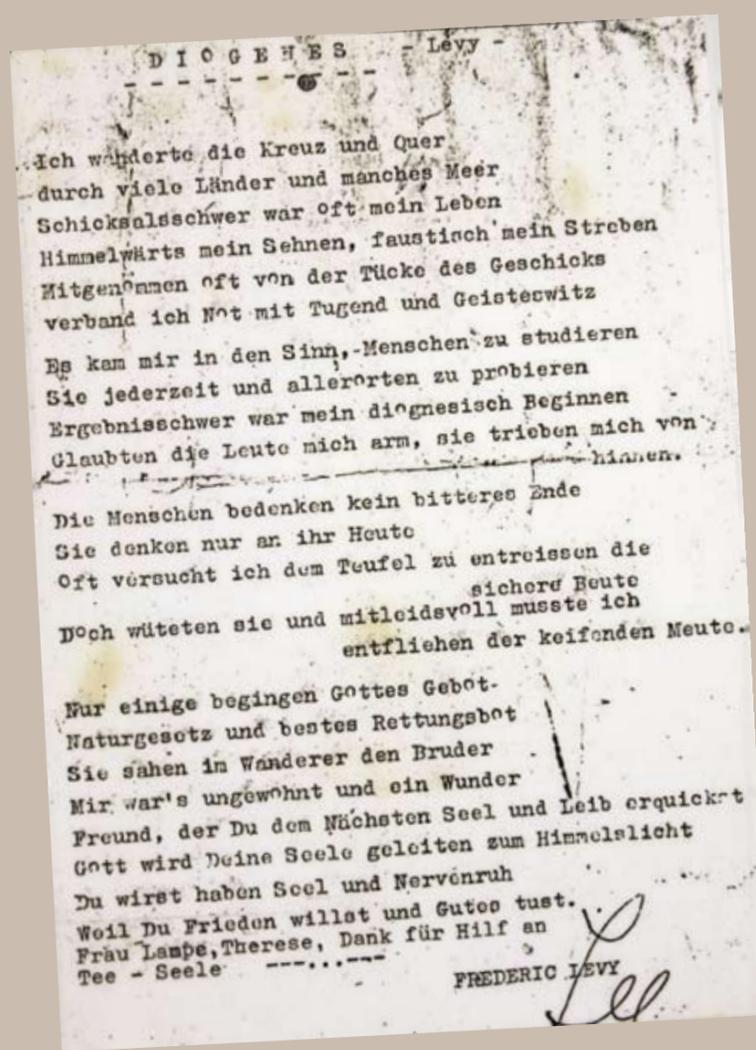


Foto: Archiv Hartmut Peters



Grabstein von Friedrich Levy auf dem jüdischen Friedhof in Schenum bei Jever. Er war bekannt für seine Flugblätter mit kryptischen und kritischen Texten (links). Auch identifizierte er sich mit Philosophen wie Diogenes oder Sokrates.

„Bei meiner Rückkehr nach Jever 1951, das muss man sich so vorstellen wie Andorra, dieses Theaterstück von Max Frisch. Die Verhältnisse, wie die sich entwickelt haben, und wie der Mensch da drin steckt. Wenn ich wiederkomme, sagte ich mir, dann muss ich die Dinge so nehmen, wie sie sind. Und ich sagte mir, von denen die Nazis wurden, da wurden ja viele reingetrieben, darauf gedrillt. Wenn du damals geboren wärst, wärst du vielleicht auch ein Nazi geworden. Erst haben sie alle schön getan, aber ein paar Jahre später haben sie wieder die Courage gehabt, den Nazi zu spielen, haben geglaubt, sie könnten über mich herziehen, da haben sie wieder Oberwasser gekriegt. Ich konnte mit der Zeit hinkommen, wo ich wollte, zum Beispiel in ein Lokal in Hooksiel, ich bestell mir einen Kaffee und ein Ei und da sagt einer, für das, was du da isst, müssen wir bezahlen. Das sollte eine Anspielung sein auf Wiedergutmachung und so, als ob ich Millionen bekommen hätte. Ich wollte ja gar nichts haben, ich sagte mir, die Leute in Deutschland haben sowieso verloren.“ (Fritz Levy in einem Interview mit Peter Faecke, WDR, 1973)

Das Gröschler-Haus

Das Gröschler-Haus in der Großen Wasserpfortstraße 19 in Jever versteht sich als Zentrum für Jüdische Geschichte und Zeitgeschichte der Region Friesland/Wilhelmshaven. Das Haus schloss 1954 die seit der Zerstörung der Synagoge im November 1938 klaffende Baulücke. Im Neubau sind Reste der Mikwe und der jüdischen Schule erhalten. Benannt ist das Bildungszentrum nach den beiden letzten Vorstehern der Jüdischen Gemeinde Jever, den Brüdern Hermann (1880 Jever–1944 Bergen-Belsen) und Julius Gröschler (1884 Jever–1944 Auschwitz). Der Arbeitskreis Gröschler-Haus im Jeverländischen Altertums- und Heimatverein e.V. betreut die Einrichtung ehrenamtlich und entwickelt sie mit dem Schlossmuseum Jever weiter. Die Idee beruht auf einem 1979 am Mariengymnasium Jever begründeten Projekt zur Erforschung der NS-Geschichte der Region. Träger ist der Zweckverband Schlossmuseum Jever, den der Landkreis Friesland, die Stadt Jever und der Jeverländische Altertums- und Heimatverein e.V. bilden. Autor und Herausgeber der zeitgeschichtlichen und regionalhistorischen Internetzeitschrift www.groeschlerhaus.eu ist Hartmut Peters. Die dort publizierten Texte über Jever in der NS-Zeit sind frei zugänglich; hier wird demnächst auch die Biografie von Fritz Levy erscheinen. Öffnungszeiten Gröschler-Haus: di. und fr. 10 bis 12 Uhr, do. 15 bis 17 Uhr.

„EIN TRAGISCHES LEBEN“

Neulich in Jever, Ortsteil Schenum. Volker Landig hat den Schlüssel für die eiserne Pforte, die zum Friedhof führt. Er kennt sich hier aus, kennt die Geschichten hinter jenen Steinen, die aufrecht im Schatten der Bäume stehen. Und er kannte den letzten jüdischen Bürger dieser Stadt, der hier beigesetzt wurde: Friedrich Levy. 1982 war Landig schon seit einigen Jahren evangelischer Pastor in Jever, hatte den „Eulenspiegel“ der kleinen Stadt fast täglich gesehen. An jenen Tag, an dem er von Levys Tod erfuhr, erinnert er sich noch gut. „Es war der Abend des 26. Oktobers. Levy hatte die Zeitung nicht reingeholt, der Hund bellte unentwegt. Man fand ihn in einem der alten Stallgebäude, er hatte sich an einem der Balken erhängt.“ Und auf jenem Stuhl, den er für seinen Selbstmord zur Hilfe genommen hatte, hatte ein Zettel gelegen. „Mattner soll mich abholen, Landig soll mich beerdigen und Greve meinen Nachlass regeln.“ So kam es dass der örtliche Bestatter, Herbert Mattner, zum ersten Mal in seinem Leben einen jüdischen Sarg baute. Und Volker Landig, der unter anderem Judaistik studiert hatte, wusste wie: „Unbehandeltes Holz, Pappel oder Kiefer. Vorgeschriebene Maße. Keine Nägel oder Metallgriffe, sondern Holzdübel und Stricke. Über den Sarg wird ein schwarzes Tuch mit Davidsstern gelegt – ganz gleich ob bei einem hochrangigen Politiker oder einem einfachen Mann.“ Und so geschah es bei Fritz Levy.

Auch hatte der Pastor den Auftrag, Levys einzige verbliebene Nichte in den USA über den Tod des Onkels zu informieren. Lore Buchheim reiste zwei Tage später nach Jever, um zu regeln, was es zu regeln gab, wohnte währenddessen in der Pastorei. Als ein Jahr später nach jüdischem Brauch der Grabstein gesetzt wurde, kam sie in Begleitung ihres Mannes und zweier Töchter wieder – noch heute pflegt Volker Landig Kontakt mit der mittlerweile 90-Jährigen.

Den jüdischen Friedhof, der 1779 an der Schenummer Straße angelegt worden war, hatte der Pastor schon mit Fritz Levy gemeinsam erkundet – und ihm die hebräischen Texte auf den Gräbern übersetzt. Ein orthodoxer Jude war der zeitlebens nicht gewesen, hatte nach seiner Rückkehr nichtmal der Gemeinde angehört. „Er hatte einen schlechten Ruf in der kleinbürgerlichen Stadt, band seinen Esel auf dem Kirchplatz an, stellte jedem weiblichen Wesen nach, beschwerte sich beim Wasserversorgungsamt, dass man ihm etwas, das Gottes Schöpfung sei, in Rechnung stellte. Er war so etwas wie das schwarze

Schaf, der Outlaw in seiner Familie. Jemand, der bei den einfachen Leuten und Landwirten beliebt und willkommen war, während andere ihn mieden und ihm Hausverbot erteilten. Er konnte satirisch sein, dreist und anzüglich – das war nicht jedermanns Sache.“ So war auch das Verhältnis zu Erich Levy (1891 – 1967), einem Vetter zweiten Grades, schwierig. Dieser war nach Kriegsende aus Berliner Zwangsarbeit nach Jever zurückgekehrt und wurde 1946 von der Militärregierung als Vertrauensmann für jüdische Angelegenheiten im Kreis Friesland eingesetzt. 1947 ließ er den geschändeten Friedhof auf Kosten der Stadt herrichten und errichtete aus eigenen Mitteln ein Mahnmal für die Opfer des Holocaust. Das unorthodoxe und in seinen Augen ungebührliche Verhalten seines Cousins hatte er zeitlebens verurteilt und sich selbst als letzten richtigen Juden der Stadt gesehen – eine Tatsache, die wiederum Friedrich Levy erbotste.

Aber auch von Levys Humor, seinem großen Herzen und seinem Gerechtigkeitsinn weiß Landig zu berichten. „Zum Beispiel kümmerte er sich rührend um eine Sinti und Roma-Familie, er half ihnen bei Behördengängen, hätte sie am liebsten bei sich wohnen lassen. Wenn jemand schwächer war als er, sprang Fritz in die Bresche.“ Der Pastor beschreibt Levy als gebildet, hochsensibel und labil. „Er war nach seiner Heimkehr schwer traumatisiert, hat in den 1950ern ein paar Jahre nur im Bett gelegen. Irgendwann kam die Wende, er gab sich einen Ruck, stand auf und wehrte sich. Presse und Polizei gingen nicht gerade sensibel mit ihm um, und auch die jeverschen Offiziellen haben sich nicht mit Ruhm bekleckert. Diese Rolle als Eulenspiegel war seine Rettung. Wenn man ihm mit Antisemitismus begegnete, keifte er zurück, ließ sich nichts mehr gefallen.“ Fritz Levy war eine schwierige Persönlichkeit – das ist unbenommen. „Aber was musste er auch erdulden? Andere wären längst daran zerbrochen. Es war ein tragisches Leben.“ Mit einem Lächeln erinnert Landig sich daran, dass Levy ihm zur Geburt seiner Tochter ein Geschenk vorbeibrachte. „Das war ihm wichtig, obwohl er sehr unter dem Verlust des Sohnes litt; weinte, wenn er kleine Kinder sah.“

Und längst nicht alle Jeveraner begegneten Levy mit Feindseligkeit. „Er hatte auch Freunde, Menschen die sich um ihn kümmerten. So wie der damalige Vikar Ehlers und seine Frau. In den Monaten vor seinem Tod hatte Levy sehr zurückgezogen gelebt, war sehr krank. Die beiden waren jeden Tag da und versorgten ihn.“

Pastor Volker Landig auf dem jüdischen Friedhof, um den sich heute die evangelische Gemeinde kümmert.



„Er hat sich einen Ruck gegeben und diese Rolle als Eulenspiegel war seine Rettung.“